

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

Sonntag, 3. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Skowronnek.

(18. Fortsetzung.)

Am anderen Morgen kam endlich das Auto an, das einen Oberleutnant von Reichenbach und zwei Mechaniker aus Königsberg brachte. Gegen Abend war der Schaden ausgebessert. Sofort entschloß sich Walter zu einem Probeflug aufzusteigen. . . . Die Lande wurde in die Koppel gebracht, wo der mit kurzem Gras bedeckte Boden den Start gestattete. . . . Unter dem jubelnden Geschrei der Menge stieg der „kühne Flieger“ auf. . . .

Die Maschine ging so sicher und ruhig, das Wetter war klar und still. Im Osten stand schon der Mond am Himmel. . . . Möglich kam ihm der Gedanke, ohne Abschied davon zu fliegen nach Königsberg. In spätestens einer Stunde konnte er in Königsberg sein. . . . Dann kamen ihm Bedenken. Nicht wegen des polnischen Abschieds. Den konnte er wieder gutmachen, wenn er sofort wieder mit der Bahn zurückfährt, um sich zu verabschieden und zu bedanken. Auch die Möglichkeit, daß der Motor versagen und er im Abendstatten wieder irgendwo zu landen genötigt werden könnte, schreckte ihn nicht.

Nur ein bestimmtes Gefühl war es, das ihm den Wagemut stürzte. Die Erinnerung an zwei blaue Augen, die ihn so oft lachend in diesen kurzen Tagen angeblickt hatten, und die sehnsüchtig wartend nach ihm anzuschauen würden, wenn er seine Absicht ausführen würde. . . . Ihm war es, als dürste er jetzt nicht mehr so wagehalsig sein. . . . In einem weiten Bogen kehrte er nach zehn Minuten auf die Erde zurück. Gleich darauf unternahm er in Begleitung des Oberleutnants von Reichenbach den zweiten, etwas längeren Flug. . .

Die Schaulust der Menge war befrisiert. Die meisten sahen noch an demselben Abend ab. Nur ein kleiner Kreis von näheren Bekannten und Freunden blieb zur Nacht in Dietrichswalde. Erna hatte dem „kühnen Flieger“, wie sie ihn weidend zu nennen pflegte, beim Abfliegen beide Hände entgegengestreckt. „Eigentlich ist es sehr wagehalsig, gleich wieder so hoch und so weit zu fliegen.“

„Ich wollte noch wagehalsiger sein und schon beim ersten Aufstieg mit polnischem Abschied davon fliegen nach Königsberg.“

„Da würden Sie meinen Vater schwer erzürnt haben und mich auch.“

„Ich wäre ja sofort in der Nacht mit der Bahn wieder zurückgekommen.“

„Eben deswegen.“

„Ja, wieso denn?“

„Sehr einfach. . . . Ich will mit Ihnen morgen früh aufsteigen, das heißt, wenn Sie mich mitnehmen.“

„Haben Sie wirklich soviel Vertrauen zu meiner Kunst, gnädiges Fräulein, daß Sie den Aufstieg mit mir wagen würden?“ Seine Stimme bebte vor Erregung.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Ja, Herr Daumhörn.“

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander, dann sagte Walter mit tiefer Stimme: „Fräulein Erna, ich bin bereit, die Verantwortung zu übernehmen, aber nur, wenn Ihre Eltern einwilligen.“

„Ach. . . na, dann wird nichts daraus. . . . Der Vater wäre wohl zumzufrieden, aber die Mutter würde vor Angst vergehen. . . . Und ich habe es mir so reizend gedacht, wenn wir beide morgen in aller Frühe rausgehen. . . . Sie einige Minuten früher, um alles noch einmal nachzusehen. . . . Dann wollte ich kommen, schnell zu Ihnen rauffklettern und heidi in die Höhe. . . . Es ist doch wirklich gar nicht so gefährlich, nicht wahr?“

„Nein, Erna. . . wenigstens ich habe nicht das Gefühl einer Gefahr, wenn ich hoch oben in der Luft bin. . . . Den Motoren hastet ja noch etwas Unzuverlässiges an, denn sie müssen so leicht gebaut werden, daß der kleinste Fehler im Material ein Versagen herbeiführen kann, aber in drei, vier Jahren wird die Technik die Maschinen soweit vervollkommen haben, daß Flüge von einem Ende Deutschlands zum anderen zu den alltäglichen Ereignissen gehören werden.“

Er hatte sich in Begeisterung geredet. . . . auch Ernas Augen leuchteten. . . . „Und Ihr Name wird für immer mit der Geschichte der Eroberung der Luft verknüpft sein. . . . Das ist doch das Ziel, das Sie treibt.“

„Ja, das will ich nicht leugnen. . . . Ich habe den Ehrgeiz, etwas zu leisten, das mich aus der Menge emporhebt, und da ich es auf andere Weise nicht schaffen kann, habe ich mich der Aviation zugewandt. . . . Ich will mich aber nicht besser machen, als ich bin. Mich treibt noch ein anderer, weniger idealer Beweggrund. Ich will entweder schnell Karriere machen oder Geld erwerben mit meiner Kunst. . . . Ich weiß, daß eine Bewegung im Gange ist, den Flugport, wie man ihn leider nennt, durch große Geldpreise schneller zu fördern als bisher. . . . Ob für uns Militärflieger etwas abfallen wird oder ob wir den bunten Rock ausziehen müssen, um an dem Goldregen teilnehmen zu können, weiß ich noch nicht.“

Erna legte ihm die Hand auf den Arm und zwang ihn dadurch, stehen zu bleiben.

„Sie wollen des Königs Rock ausziehen, um Geld verdienen zu können?“

Der scharfe Ton ihrer Stimme und ihr erregtes Gesicht liehen ihm keinen Zweifel, daß sie seine Absicht sehr energisch mißbilligte. . . .

„Gefällt Ihnen das nicht, Fräulein Erna?“

Sie wurde unter seinem fragenden Blick verlegen, denn sie fühlte, daß sie zu weit gegangen war. . . . Im Grunde genommen war er ihr doch trotz der etwas eingerosteten Freundschaft zwischen den beiden Vätern ein Fremder, der drei Tage in ihrem Elternhause weilte. Mit einer reizend schüchternen Bewegung reichte sie ihm die Hand.

„Entschuldigen Sie, Herr Oberleutnant. . . Ich habe kein Recht, mich in Ihre Zukunftspläne zu mischen.“

Walter lächelte vergnügt.

„Erstens haben die Titulationen nach dem Wunsch Ihres Vaters zwischen uns zu unterbleiben und zweitens gebe ich Ihnen sehr gern das Recht, Ihre Meinung über meine Zukunftspläne abzugeben. Ich bin sogar genehmigt, mich danach zu richten. Deshalb möchte ich, daß Sie mich nicht falsch beurteilen, liebe Erna. Es sind sogar sehr triftige Gründe, die mir nahegelegen, meine Kunst als melkende Kuh zu betrachten. Ich habe das bißchen Vermögen, das ich mal von Gaus bekommen werde, vorweggenommen und mir dafür den Flugapparat gekauft. Er soll mir soviel Geld verdienen helfen, daß ich mir nach ein paar Jahren irgendwo eine kleine Klittsche kaufen kann. Ja, Erna, das muß ich Ihnen offen sagen, ich bin nicht aus freien Stücken Soldat geworden, sondern weil ich den Eltern nicht mit einem kostspieligen Studium zur Last liegen wollte. Vielleicht wissen Sie, was es heißt, als Leutnant sich mit einer winzigen Zulage durchringen zu müssen. Das habe ich durchgemacht. . . noch dazu in einer kleinen Grenzgarнизон. . . Ich weiß nicht, ob Sie das interessiert.“

Sie hatte sich in seinen rechten Arm eingehakt. Jetzt sah sie mit feuchten Augen zu ihm auf.

„Ach ja, sehr. . . sprechen Sie doch weiter.“

„Ich bin eigentlich schon fertig. Nun werden Sie es wohl erklärlich finden, wenn ich nicht allzuviel Liebe für meinen Beruf empfinde. . . Mir steckt die Liebe zur Landwirtschaft zu tief im Herzen. Eine gutgetrocknete Remonte ist mir interessanter als zehn Rekruten.“

Nun lachte Erna laut auf. „Mir auch!“

„Nun, dann werden Sie hoffentlich nicht mehr ganz so schroff über meine Zukunftspläne urteilen, wie vor fünf Minuten. . . Und den Plan, morgen mit mir zu fliegen, wollen wir ganz still beiseite legen, nicht wahr? Sie haben mir durch Ihr Vertrauen eine große Freude bereitet, aber. . .“

„Weshalb gönnen Sie mir nicht das Vergnügen?“ unterbrach sie ihn lebhaft. „Sie sind doch kein Spielverderber? Das wird einen Heiden Spaß geben, wenn ich heute abend erkläre, daß ich mit Ihnen fliegen will.“

Sie sollte recht behalten. Wie ein Blitz schlug es ein, als sie an der Abendtafel mit der ruhigsten Miene erklärte, sie wolle morgen ganz früh mit Daumlehner zu einem kurzen Flug aufsteigen.

„Kind, das ist doch nicht dein Ernst“, sagte die Mutter vorwurfsvoll.

„Über weshalb nicht, liebe Mutter? Walter wird dir die Versicherung geben, daß gar keine Gefahr dabei vorhanden ist.“

„Darauf kommt es gar nicht an“, rief die Starrische Tante dazwischen. „Das schickt sich einfach nicht für dich.“

Degenfeld, der erst jetzt hörte, worum es sich handelte, lachte laut los.

„Tina, möchtest du mir vielleicht erklären, weshalb es sich für meine Tochter nicht schickt, ein Weibchen in der Luft spazieren zu fahren? Wädel, ist das wirklich dein Ernst?“

„Mein völliger Ernst, lieber Vater. . .“

„Und du willst sie mitnehmen? Na, denn in Gottes Namen. . . Wenn ich nicht Weib und Kind hätte. . .“

„Dietrich, du bekommst es wirklich fertig, das Kind noch in seiner verrückten Idee zu bestärken. . . Walter, Sie müssen doch selbst sagen, daß. . .“

„Was soll ich sagen, verehrteste Tante?“ rief Walter, dem die Sache Spaß zu machen begann.

„Daß es ein frevelhafter Leichtsinns ist.“

„Dann bin ich ja noch viel leichtsinniger, liebe Tante. Sie brauchen sich gar nicht zu ängstigen. . . in zehn Minuten sind wir wieder wohlbehalten auf der Mutter Erde.“

„Dietrich, willst du wirklich deine Einwilligung geben? Gut, dann wasche ich meine Hände in Unschuld. . . Du bist der Vater. . .“

„Das ist wohl nicht zu bestreiten. Also Walter, wann soll es morgen losgehen?“

Daumlehner sah zu Erna hinüber. Die schnelle Entscheidung kam ihm überraschend. Ein schelmischer Blick von Erna schien ihn aufzufordern, auf den Spaß einzugehen.

„Morgen früh, wenn wir keinen Nebel haben, mit dem ersten Sonnenstrahl.“ (Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken. Goethe.

### Kriegsbilder.

Ein Brief aus Budapest.

Der Pessimist hält jetzt reiche Ernte. Der Himmel ist mit schwarzen Wolken bedeckt, und nur hin und wieder leuchtet ein Sternlein für den Optimisten: Jene Fälle, da die warme Menschenliebe über den Bruderhaß siegt. Wir wollen jene Beispiele festhalten, um unseren Glauben an die Menschen zu stärken.

Einer der „roten Teufel“, wie die Husaren von den Kosaken genannt werden, hat einen Russen schwer verwundet; dieser sinkt blutend zur Erde und flucht mit schwacher Stimme: „Gib mir einen Schluck Wasser!“ Der Husar gibt dem Verwundeten aus seiner Feldflasche zu trinken, und während er in das bleiche Gesicht des blonden Jungen blickt, dem die Tränen über die Wangen laufen, denkt er: „Der weint jetzt um seine Mutter, wie ich um die meine weinen würde; ich will versuchen, ihn seiner Mutter zu erhalten.“ — Er zieht sein Verbandzeug hervor, und ohne seiner eigenen Verletzungen zu achten, verbindet er dem Russen die Kopfwunde, hebt ihn auf sein eigenes Pferd und bringt ihn zum Verbandplatz, wo auch er, erschöpft vom Blutverluste, halb ohnmächtig ankommt. — Nachdem die beiden Verwundeten kunstgerecht verbunden sind, will der Regimentsarzt den Husaren mit dem nächsten Verwundetentransport in die Hauptstadt schicken, doch der Schwerverwundete weigert sich. „Ich gehe nur, wenn man mich von meinem Pflegling nicht trennt.“

Sein Wunsch wird erfüllt, und er wird mit dem Russen, mit dem er sich nur durch die Zeichensprache verständigen kann, in die Hauptstadt übergeführt. Im Truppenhospital gilt seine erste Frage dem Wohle des Russen, und erst, als der Arzt ihm versichert, daß derselbe genesen werde, läßt auch er sich verbinden. Der Russe muß in das Nachbarbett gelegt werden, und der Husar nimmt keine Zigarre und keinen Labetrunk an, wenn nicht auch sein Schützling bedacht wird. Als man ihn fragt, welches Band ihn an diesen Knüpfe, antwortet der „rote Teufel“ lächelnd: „Ich war es wohl, der ihn niedergeschlagen, doch habe ich ihm auch das Leben gerettet.“ —

Einige Infanteristen zogen durch ein serbisches Dorf. Da aus einem Fenster auf sie geschossen wurde, drangen sie in das Haus und töteten alle Inwohner; nur die Frau ließen sie am Leben, da diese einen Säugling im Arme hielt. Schon wollten sie sich zurückziehen, da zog das Weib einen Revolver hervor und schoß einen der Soldaten nieder. Der Wachtmeister lehrte um und rächte den Kameraden. Als er das Haus verlassen wollte, begann das Kind zu weinen. Der Wachtmeister nahm den verwaisten Säugling auf den linken Arm, — der rechte war von einer Kugel durchbohrt worden — und erbat einen Urlaub von seinem Obersten; dieser gewährte ihn, fragte aber: „Was willst du denn mit dem Säugling machen?“ „Herr Oberst, mein linker Arm ist gesund; ich bringe

diese „Kriegsbeute“ nach Budapest zu meiner Frau, denn wir sind kinderlos und werden die kleine Waise als unser Töchterchen großziehen.“ Der Oberst sagte: „Gut, so will ich denn der Kaufpate deines Töchterchens sein“ — und er händigte dem Wachtmeister ein Patengeschenk ein, das dieser mit der „Kriegsbeute“ seiner Frau überbrachte. —

Ein Geistlicher besuchte auf dem galizischen Kriegsschauplatz die mit Toten und Verwundeten gefüllten Schützengräben, um die Verwundeten zu laben, die Sterbenden mit den letzten Tröstungen zu versehen und für die Toten zu beten. Da sah er, daß einer der Totgeglaubten sich bewegte. Er richtete ihm das Haupt empor und begann, zu beten. Da stammelte der Sterbende das Wort: „Jude.“ Der Vater kniete zu ihm nieder und betete ihm die Sterbegebete in hebräischer Sprache vor. Der Verwundete murmelte in dankerfüllter Rührung die Worte nach und starb in den Armen des katholischen Priesters. —

Eine Bäuerin erhielt die Nachricht, daß ihr Sohn schwerverletzt in dem Truppenhospital der nächsten Stadt liege. Vom Gram gebeugt, machte sie sich auf den Weg und wanderte mit ihrem Bündelchen voll Lederbissen die ihr endlos scheinenden drei Meilen in die Stadt. Im Truppenhospital nannte sie den Namen ihres Sohnes und ließ sich von einem Sanitätsoldaten an sein Lager führen. Der Kranke war nur selten bei Bewußtsein, er lag auch jetzt in tiefer Betäubung. Die arme Mutter setzte sich schluchzend auf den Bettrand und streichelte die Hand des Verwundeten, die auf der Bettdecke lag. Er schien trotz seiner Benommenheit das Streicheln zu fühlen, denn er wendete den zur Wand gefehrten, verbundenen Kopf der Weinenden zu und bat: „Mutter, hilf mir!“ Die Bäuerin neigte sich über den Kranken und sah zu ihrer Überraschung, daß dieser nicht ihr Sohn, sondern nur dessen Namensbruder war. Sie wollte sich leise zurückziehen, da stöhnte der Verwundete: „Geh nicht fort, bleib bei mir, Mutter.“ — Die Frau blieb bei dem Kranken, sah Tag und Nacht an seinem Bette, ihres eigenen Sohnes gedenkend; und in dem Glauben, seine eigene Mutter wache bei seinem Lager, legte der Sterbende den Kopf an ihre Brust und verschied sanft in ihren Armen. —

Unzählbar sind die Beispiele des Opfermutes, die in uns den Glauben an die Menschlichkeit, der jetzt so schweren Erschütterungen ausgesetzt ist, doch wieder befestigen können und deshalb immer wieder erzählt werden sollten.

W. P.



### Aus der Kriegszeit.

Deutsche Bescherung französischer Kinder. Das Lazarett hatte an den Weihnachtsfeiertagen Ortsunterkunft in Fl. . . , einem kleinen Dörfchen Frankreichs, bezogen. Zahlreiche Weihnachtspakete sowohl der Angehörigen wie auch Liebesgaben waren eingetroffen, und es regte sich der Wunsch, den armen Dorfkindern eine Bescherung zu veranstalten, welcher Gedanke alsbald in die Tat umgesetzt wurde. Eine Liste des Bürgermeisters verzeichnete die Zahl von 132 Kindern, welche nebst Angehörigen auf den zweiten Feiertag, 8 Uhr nachmittags, ins Chateau zur Bescherung geladen wurden. Pünktlich zur festgesetzten Zeit war alles in dem zur Feier bestimmten Raum, woselbst bereits der Christbaum brannte, versammelt und harpte der Dinge, die da kommen sollten. Der erste Inspektor des Lazarett hielt zunächst in französischer Sprache eine Ansprache an die Kinder, worin er betonte, daß trotz der Greuel des Krieges die deutschen Soldaten im Gedanken an ihre Lieben zu Hause Zeit fänden, den französischen Kindern eine Freude zu bereiten; lediglich der französische Soldat ist Gegner des deutschen Soldaten, während Frauen und Kinder des Gegners geehrt und geachtet werden wie die eigenen. Die Mannschaften des Lazarett sangen sodann ein Weihnachtslied, worauf die eigentliche Bescherung erfolgte, welche in zahlreichen Spenden von Konfekt, Pfefferkuchen und allerlei Nützlichem bestand und großen Jubel aus-

löste. Ein zweites Lied sowie eine Gruppenaufnahme beendete die wohlgelungene Feier, die den Teilnehmern noch lange in Erinnerung sein dürfte. Der Bürgermeister richtete ein dankbares Schreiben an den Chefarzt des Lazarett.

Feldpostbrief eines Kriegsfreiwilligen. Heute früh wurde der große russische Sieg in unserm ganzen Armeekorps bekannt. Schlag 12 feuerten unsere sämtlichen Geschütze und jeder einzelne Krieger gab eine Salve ab. Die Franzosen drüben waren ganz bestürzt, unsere Pioniere kletterten über ihren Stellungen und warfen unsere Siegesmeldungen hinab, dann scholl mit einem Mal von Graben zu Graben aus all den rauhen deutschen Männerstimmen „Die Wacht am Rhein“ und dann stiller und feierlicher „Nun danket alle Gott“. Die feindlichen Geschosse sausten und krachten um uns; wir sangen durch; es war der erschütterndste Augenblick meines Lebens. — Wir kommen vorwärts hier und kommen noch weiter. Wir haben natürlich auch gelitten und haben uns alle, glaub' ich, äußerlich und innerlich völlig verändert. Wenn ich Euch begegnete mit struppigem Bart und ungewaschen, das Gewebe der Uniform von Schlamm und Masse völlig entfarbt, Rock und Hose von den Stacheldrahtverbänden, die wir durchschritten, wohl 20 auch 30 mal durchrisßen, ich glaube, es würde Euch ein wenig argerseln. Ich bin ein wenig abgezehrt, aber mit meiner Gesundheit geht's so gut wie nur jemals zu Hause. Unsere Weihnachten verleben wir voraussichtlich im Schützengraben; wo immer wir sind, einen Lichtbaum werden wir haben. Feiert Ihr die Tage gesund und — soweit Ihr könnt — glücklich; meine Gedanken gehen dann nach Hause. Lebt wohl. Viele herzliche Grüße. E.

Was Hindenburg zu Weihnachten erhalten sollte. Leute, die wollen, daß ihre Geschenke ankommen und von Nutzen sein sollen, holen sich, ehe sie die Geschenke abenden, meistens erst Rat, wie und ob sie überhaupt schicken sollen. Und von den Anfragen seien nur einige herausgegriffen, damit man sich ein Bild machen kann, was Hindenburg zu Weihnachten zugehört worden war. Mit der Wollse, die man ihm in Form von Socken, Schals, Kopfschühern usw. senden wollte, kam ein Regiment ausgestattet werden. Außerdem wurden 751 Briefe und Karten geschrieben, in denen angefragt wurde, ob der Herr Feldmarschall wohl schon das neueste Mittel gegen Rheumatismus und Keissen kenne, und ob es angezeigt wäre, ihm dasselbe zuzusenden. 350 Mittel gegen die lästigen . . . Insekten wollte man schicken, da Erzellenz doch in Russland stehe und man dort auch in den Schlössern vor diesen lästigen „Ausländern“ nicht sicher sei. Tabak, Pfeifen, Zigaretten, Zigarren, Wein und Rum hält ein Stapel von 587 Menschen für angezeigt und erkundigt sich nach der besten Verbindungsweg. Aber auch Briefpapier und Federhalter mit einer unvergänglichen Tinte, eine Schreibmaschine, Tagebücher, um die Erlebnisse aufzuzeichnen, Zeichenstifte, um etwa ein Portrait zu machen, Gummischuhe in Massen, Kopfstützen aus eigenen Haaren, natürlich von Frauen gespendet, kurz es gibt fast nichts, was man unserem Hindenburg nicht senden will. Würden alle Pakete hinausgehen, dann hätte die Feldpost allein für Hindenburg genug zu tun.

Die Riesenfahne der Deutschamerikanerin. Die Amerikaner haben auch bei der Sammlung von wohlthätigen Spenden, durch die sie den vom Krieg geschädigten Europa zu Hilfe kommen wollen, originelle Einfälle. So will der „Bund der fernem Landesdöchter“ in New York dem deutschen Kaiserpaare eine Riesenfahne überreichen, die nur das Mittel zu dem Zweck bildet, Unterstützungen für die Hinterbliebenen der gefallenen deutschen Krieger zusammenzubringen. Jedes einzelne Feld der Fahne, deren Gesamtzahl 100 000 betragen soll, zeigt das Monogramm eines Spenders, der 10 M. zu dem Hilfsfonds beigetragen hat. Dieser Gedanke ist in Amerika mit großem Beifall aufgenommen worden, und die Million, die mit dieser Riesenfahne gesammelt werden soll, dürfte bald zusammen sein. Die Zeitschrift „Über Land und Meer“ macht darauf aufmerksam, daß diese Idee in kleinerem Umfang auch bei uns Nachahmung finden könnte. Vereine von einigen hundert Mitgliedern könnten in dieser Weise eine namhafte Stiftung machen und sich zugleich eine Erinnerung an die große Zeit der allgemeinen Gebefreude verschaffen, wenn Tafel- oder Flügeldecken aus einzelnen kleinen Bieredeln zusammengefügt würden. Eine bestimmte Spende gewährt das Recht, seinen Namen in solch ein Bieredl zu setzen. Der Gedanke läßt sich auch von einzelnen Familien und überhaupt in jedem Umfang ausführen,

# Schach

Alle die Schachschere betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

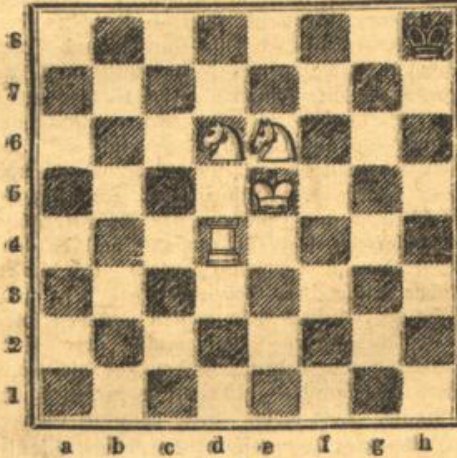
Redigiert von H. Dieffenbach

Wiesbadener Schachverein. Vereinslokal: „Residenz-Café“  
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 2. Januar 1915.

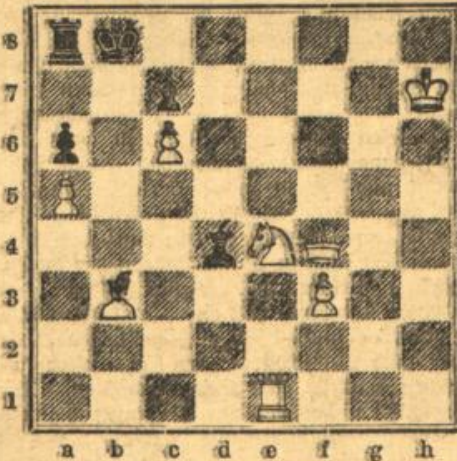
## Schach-Aufgaben

Nr. 292. P. P. K. (Fränk. Vbl. 1911).



Matt in 3 Zügen.

Nr. 293. W. Fehr. v. Holzhausen (D. Wochenschach).\*)



Matt in 3 Zügen.

## Partie Nr. 105 (Italienisch).

Aus dem Fernturnier des Deutschen Wochenschachs 1914.

Weiß: G. Bernhardt. — Schwarz: v. Pessler.

- |            |          |             |           |
|------------|----------|-------------|-----------|
| 1. e2—e4   | e7—e5    | 17. Ta1—b1  | S e7—f5   |
| 2. Sg1—f3  | Sb8—c6   | 18. La3—c5  | D d7—f7   |
| 3. Lf1—c4  | Lf8—c5   | 19. Kf1—g2  | b7—b6     |
| 4. c2—c3   | Sg8—f6   | 20. Le4—a6† | K c8—d7†  |
| 5. d2—d4   | e5×d4    | 21. Lc5—a3  | S f5×d4†  |
| 6. e3×d4   | Lc5—b4†  | 22. Dc1—e4  | S d4—f5   |
| 7. Kc1—f1  | d7—d5    | 23. Dc4—a4† | c7—c6     |
| 8. e4×d5   | Sf6×d5   | 24. Da4×c6† | K d7×c6   |
| 9. Sb1—c3  | Lc8—e6   | 25. Th1—c1† | S d5—c3   |
| 10. Dd1—e2 | Lb4×c3   | 26. Tc1×c3† | K d6—d5   |
| 11. b2×c3  | Sd5×c3   | 27. Th1—b5† | K d5—e4   |
| 12. De2—e1 | S c3—d5  | 28. f2—f3†  | K e4—d4   |
| 13. Lc1—a3 | S c6—e7† | 29. La3—b2  | S f5—c3†  |
| 14. Sf3—g5 | D d8—d7  | 30. Kg2—g1  | S e3—c4   |
| 15. g2—g3  | 0—0—0    | 31. Lb2—a1  | S c4—d6   |
| 16. Sg5×e6 | f7×e6    | 32. Tc3—c1† | und Matt. |

\*) Der Zug gibt dem Sf3 das Feld g5 preis; aber

\*) Freiherr v. Holzhausen, der als Hauptmann im Felde stand, wurde an einem Fuß und einer Hand verwundet und befindet sich zurzeit zu seiner Erholung in Wiesbaden. Er hofft aber, in Kürze wieder an die Front zurückkehren zu können.

Schwarz hat auf jeden Fall kein leichtes Spiel. — \*) Dieser Königszug ist sicher verfehlt. Eine Möglichkeit der Verteidigung bot 20... Kc8—b8 nebst Rückzug des Sf5 nach d6. Eine unmittelbare Gefahr liegt dann nicht vor. — \*) Auch jetzt war Sf5—d6 angebracht, um zu versuchen, nach Th8—e8 mit dem König nach f8 zu entkommen. Der Textzug wird von Weiß sehr schön widerlegt.

## Auflösungen:

Nr. 288 (2 Züge). 1. Dd7.

Nr. 289 (3 Züge). 1. Sa4, Kxa6 2. Kc4; 1...., Kxa4 2. Te5.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., E. St. und Wdv. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 289 auch H. Stock und Paul Zimmermann in Wiesbaden.

## Briefkasten.

An mehrere Löser. Bei Nr. 288 scheitert 1. Dc8 an 1... Lxc4†

## Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

### Bilderrätsel.



### Silbenmerkrätsel.

Silber, Vestalin, Geschwister, Feige, Erbe, Inker, Verschüttung, Katzenjammer, Gratenschloss, Rebensaft.

Von jedem Wort ist eine Silbe zu merken; die gemerkten Silben bezeichnen in sinngemäßem Zusammenhang, was jetzt vielen Tausenden unserer wackern Krieger beschieden ist.

### Neujahrsträtsel.

Neujahr! Der Glocken ehern Lied  
Klingt mahnend ernst ins Weite.  
Das alte müde Jahr verschied  
Und ließ uns stehn im Streite.

Kanonendonner, Granatengezisch,  
Und Tod aus Feuerschlunde,  
Und Schwertgeklirr in wildem Gemisch —  
Brach' seine Abschiedsstunde.

Das neue Jahr, so hoffen wir,  
Müg' alle Wunden heilen!  
Jedoch zuvor —, ich künde hier  
Es in den nächsten Zeilen.

Schon Sieg auf Sieg erfochten wir,  
Weit über die Lande klingt es:  
Wir alle vertrauen auf unser Panier,  
Die Feinde machtvoll bezwingt es!

Von jeder Zelle ein Wörtchen bloß,  
So wird die Lösung gelingen.  
Dies soll des neuen Jahres Schoß  
Dem deutschen Volke bringen!

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 601.

Gleichung: Weihnacht im Felde (a Weiher, b er, c nach, d Times, e es, f Zweifel, g Eider, h Eier). — Bilderrätsel: Sorgen macht Sorgen. — Füllrätsel: Nicht die Zahl der Krieger bringt den Sieg, sondern der Geist, der die Soldaten und ihre Führer besetzt, Hindenburg. — Rösselsprung: Für Ehr' und Land ein tapfres Schlagen! Wohl mancher blieb im Feld. Doch fort mit Trauer und mit Klagen, Wer fiel, der starb als Held. — Wortspielrätsel: Mackensen. — Festrätsel: Sieg (Sinal, Himmelswegen).



Illustrierte  
**Kinder-Zeitung**  
des  
**Wiesbadener Tagblatts.**  
Nr. 1. 17. Jahrgang. 1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

## An unsere jungen Leser.

Der 17. Jahrgang unserer „Kinder-Zeitung“ beginnt mitten in einem Krieg, wie ihn schwerer und größer die Welt noch nicht gesehen hat. Auch ihr verfolgt mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen; ihr nehmt regen Anteil an den Kämpfen der deutschen Heere, in denen viele von euch den Vater oder den Bruder oder einen anderen lieben nahen Verwandten stehen haben. Wenn die Zeitungsfrau das „Tagblatt“ bringt, sind die Kriegsnachrichten das erste, was gelesen wird; alles andere muß zurücktreten. Wir sind aber trotzdem überzeugt, daß ihr dem Verlag Dank wißt, daß er den Schriftleiter der „Kinder-Zeitung“ nicht in die Kriegsferien geschickt, sondern beschlossen hat, diese Beilage auch während des Krieges erscheinen zu lassen. Es ist übrigens der Jugend außerordentlich zuträglich, wenn sie ihre Aufmerksamkeit nicht allein dem Kriege, sondern auch noch anderen Dingen zuwendet.

Wir hoffen, daß der Krieg bald zu Ende ist, und daß ihm ein langer und dauernder Frieden folgt, damit euch allen einmal das erspart bleibt, was heute tausend und abertausend Mütter und Väter Schweres und Schmerzliches zu tragen haben. Denn der Krieg ist schwer und er schlägt furchtbare Wunden. Wir dürfen aber trotzdem diese schwere Zeit, die auch auf manchen Buben- und Mädchenscheitel ihre schwarzen Schatten wirft, eine große Zeit nennen. Sie ist groß, weil die Deutschen mit einer wunderbaren Einigkeit und Geschlossenheit und mit einem beispiellosen Mute ihren zahlreichen mächtigen Feinden gegenübertraten. Möge euch das immer ein leuchtendes Beispiel sein. Möge es euch immer daran erinnern, daß ihr alle Kinder eines Volkes seid.

Und nun wollen wir auf den Tag warten, an dem die Friedensglocken das Ende des Krieges und den Anbruch einer neuen schönen Zeit für unser liebes Vaterland verkünden.

## Hans Pfiff.

Von Otto Promber.

Hans Pfiff, Vertreter der Firma William Streb- fuß, Fabrik elastischer Schuhabsätze! — Mit diesen Worten beliebte es dem Reisenden Pfiff, sich bei den Geschäftsleuten einzuführen. Hätte er aber nur den Ausdruck: „Ich bin der, dem alles Luft ist!“ angewandt, er hätte sich vielleicht noch besser gekennzeichnet. Denn gesagt muß es werden, daß Hans Pfiff von seiner Person sehr eingenommen war und sich über vieles, wenn nicht alles, erhaben dünkte. Täglich fand er Veranlassung, sich über die ordinäre Welt zu beschweren und Leute, die nicht mindestens in Lackschuhen und Glacehandschuhen einherstolzten, beachtete er überhaupt nicht. Saß Hans Pfiff im Café, eine Zigarette rauchend, so schlug er gern voll Grazie ein Bein übers andere, sah zur Decke empor, trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte und blies mit vollen Backen blaue Kringelchen empor, wobei er eine ganz eklige Grimasse schnitt und ab und zu pustete: „Pffh — mir ist alles Luft! In solchen Augenblicken fühlte er sich als der Beherrscher der Mutter Erde, selbst wenn nur noch ein Fünfziger den Inhalt seiner Geldtase — die leider nur zu oft an Kassenjantmer litt — ausmachte.

Einmal nun machte Hans Pfiff eine Reise nach Indien, ins Land der Wunder. Dort knüpfte er Bekanntschaft mit einem Fakir, von dem es hieß, daß er übernatürliche Kräfte besitze. Aber bald kam es zwischen den beiden

zum Streit. „Ach was“, rief Hans Pfiff aus, „mir ist alles Luft, und Sie, mein Herr, sind es am allerersten, mitsamt ihren Faren!“ Als das der Fakir hörte, hob er beschwörend die Arme und rief: „So möge dir den alles zu Luft werden, was dich von Ort zu Ort trägt, sei es Pferd oder Wagen, Schiff oder Eisenbahn, — das soll deine Strafe sein!“

Und nun nahm das Leiden Pfiffs seinen Anfang. Als er sich lachend entfernt und einen Wagen bestiegen hatte, wurde das Rollen der Räder zunehmend schwächer. Die Plüschsitze, auf denen er ruhte, erhielten eine Weichheit, daß es ihm war, als sitze er auf Daunen, und die vier Wände des Kutschkastens wurden durchsichtig, als wären sie von Glas. Der ganze Wagen, in dem er saß, verflüchtigte sich. Was er sah, wurde grau und gläsern. Verblüfft fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, schüttelte den Kopf und dachte: Eine merkwürdige Geschichte! Träume ich denn oder bin ich nicht recht bei Sinnen?! Durch die Kutschwand sah er die schwirrenden Räder und die trappelnden Pferde und beim Kutscher, den er ebenfalls erblickte, konnte er jede Rippe in dessen Leibe zählen. Bald wurde das Rollen der Räder ein feines Surren, bis es in völliges Stillschweigen überging. Fffft — schwebte er hin, — fffft — verschwand der Kutschwagen und — pardaus! — saß er mit einem gewissen Teile seines Körper auf dem harten Pflaster. Die Beine und Arme ragten in die Luft, der Zylinder aber kollerte dabei den Menschen unter die Füße und wurde durch den Tritt eines Mannes wie eine Ziehharmonika zusammengedrückt.

„Nicht übel!“ schnarrte Pfiff, indem er sich erhob, „wo ist denn nun meine Droschke hin?“

Die Leute, die ihn umringten, lachten.

„Sie hatten doch gar keinen Wagen, Sie sind einfach ausgeglitten!“ riefen sie ihm zu. „Nur schade um ihre feine Kleidung, die nun ganz bestaubt und besleckt ist!“

Hans Pfiff hielt es für das Beste, zu schweigen, drückte sich, so gut als er vermochte, seinen Zylinder auf, klopfte den Staub von Rock und Hose und begab sich schnurstracks zum Fakir.

„Hören Sie mal“, schrie Pfiff, „ne solche Unverschämtheit ist mir wahrhaftig noch nicht vorgekommen! Nehmen Sie sofort ihre boshafte Verwünschung zurück oder Sie sollen meine Fäuste zu fühlen bekommen, obwohl Sie mir vollständig Luft sind!“

Der Fakir lächelte.

„Was!“ schrie Pfiff außer sich, „Sie erdreisten sich noch, mich zu verspotten?“ Und wutentbrannt stürzte sich der Reisende auf den Fakir. Doch — Hans Pfiff rang mit der Luft.

„Das ist mir außerdem Spaß!“ rief er verdutzt; „jetzt nur eins: heim nach Deutschland! Aber wie? Halt, ich hab's. Ich miete mir ein Automobil!“

Eine Stunde später befand sich der, dem alles Luft war, bei einem Auto-Verleiher und fragte an, ob man ein Automobil mieten könnte.

„Aber gewiß!“ meinte der Herr, „geben Sie mir hundert Mark in unserm Gelde und sehen Sie sich hinein. Ich werde selbst das Benzinross lenken.“

Bald darauf schoß unter Hinterlassung dicker Staubwolken das Auto zum Tore hinaus.

Anfangs klappte die Sache. Aber plötzlich wurde ihm wieder verdächtig leicht, das Auto verblaßte — hui — flog er durch die Luft und — puff — puff — puff — schoß Hans Pfiff auf der Chaussee drei Purzelbäume, wie sie der Clown im Zirkus nicht hübscher machen kann.

„Puh!“ stöhnte der Reisende und schüttelte sich. Dann befühlte er Kopf, Leib, Beine und Arme und hinkte einem Eseltreiber zu. „Wollen Sie mich auf Ihren Tier nach Kalkutta bringen?“

Der Eseltreiber nickte, Hans Pfiff schwang sich in den Sattel und fort ging's.

Aber was war das wieder? Der Kopf des Grantiers verblaßte und im nächsten Augenblick saß er nach Reiterart — in der leeren Luft. Plumps! Und nun lag er wieder am Boden. War denn die ganze Welt verzaubert?

Doch da erwachte er.

Hans Pfiff atmete tief auf und fand, daß er in der Eisenbahn, die ihn nach Klümmelshausen bringen sollte, eingeschlafen war.

## Neujahr.

Aus dem Schwedischen. Uebersetzt von H. W.

Es läuten die Glocken von allen Türmen,  
Die Wächter tuten ins Horn wie zum Stürmen,  
Mitternacht schlägt's — man schießt — es kracht,  
Prost Neujahr! so braust's und tobt's durch die Nacht.

Nun falte die Kleinen unschuldigen Hände,  
Mein Kind! — und die reinen Gedanken, sie wende  
Zum Ewigen hin, und bete mit Sinn:  
Gieb, Gott, Deinen Segen zum Jahresbeginn!

## Auf die Alpspitze.

Von Karl Wigel, Hanau.

Sangsam fährt unser Zug in den Bahnhof von Partenkirchen ein. Dieser schöne, in den bayerischen Alpen gelegene Kurort zeigt, wie immer, regen Verkehr, Deutsche und Ausländer. Gleich drängen sich schmucke Mädchen und Gebirger in Alpentracht an die Ankömmlinge. Einem „Dirndl“ kaufen wir ein Sträußchen Edelweiß ab und heften es an den Hut. Da kommt ein alter Graubart und schleudert uns einige Worte in seinem hochbayerischen Gebirgsdialekt an den Kopf, die wir aber nicht verstehen. Wir fragen zwei, dreimal; da stellt es sich heraus, daß er uns an die Höllentalklamm fahren will. Fünf Mark verlangt er, wir sind zufrieden, und nach zweistündiger Droschkenfahrt landen wir mit zerbrochenen Gliedern am Höllentalrestaurant. Hier wollen wir übernachten. Der Wirt heißt Madl und ist ein echter Tiroler. Um 4 Uhr nachmittags brechen wir auf und gehen das Höllental aufwärts, immer aufwärts; auf einmal sehen wir auf einem Felsen in beträchtlicher Höhe ein Alphäuschen stehen. Dort müssen wir hin, immer, immer aufwärts, zum Schluß einige hundert Meter auf schmaltem Felspfad, mit Eisengeländer versehen. „Grüß Gott — grüß Gott!“ schallt es uns entgegen.

Wir bleiben einen Moment stehen und schauen uns das Landschaftsbild an. Welch eine Pracht in Farben, sattes Rot, hellstes Gelb, unbekannt im Mittelgebirge! Ein Dirndl tritt uns entgegen aus der Hütte und fragt, ob wir nach der Klamm wollen. Wir glaubten schon, sie erreicht zu haben; hier aber wurden wir eines Besseren belehrt, hier fing sie erst an. Der Eintritt kostet 50 Pf. Wir zahlen, gehen um die Ecke, und ein Rauschen und Brummen, wie wenn man im Tunnel bei offenem Fenster fährt, umgibt uns. Wir sehen wie festgebannt, schauen und — zagen. Sollen wir weitergehen, über uns 800—1000 Meter hohe senkrechte und überstehende Felsen, drohend herabschauend, unter uns der wütende Gebirgsbach.

Da ruft der Mann aus der Hütte: Nur vorwärts, sonst wird's Nacht. Ich wünsche: Bergeheil! Wir marschieren mit Mut weiter, über die vielen Stege, durch den Berg zwölfmal in zwölf kleinen Tunneln, die Lichter erhellen. Ungeahntes wird uns eröffnet. Nach dreiviertel Stunden sind wir durch die ganze Klamm hindurch, haben zwei gewaltige Schneelawinen von der Größe eines Hauses liegen sehen, die, vollständig zu Eis erstarrt, in den Abgrund der Klamm gestürzt waren. Unser spitzer Bergstock vermochte nicht einzudringen. Zwei große Felsblöcke waren ebenfalls herabgefallen und hoch über uns in der Klamm hängengeblieben. Hier konnten wir auch beobachten, wie ein Bach geboren wird. Auf einem Punkt kommt aus einer Höhe von 150 Metern aus einem großen Loch im Berg das Wasser, der Bach hervor, der, bis er unten in die Klamm gekommen ist, zu lauter Staub zerstoßen ist, weshalb er den Namen Staubbach trägt. Wir gingen wieder zurück und kamen nach eineinhalb Stunden wieder an den Eingang der Hütte. Natürlich waren wir sehr naß. Ein Hochzeitspärlchen aus Braunschweig wollte auch die Klamm besuchen, doch kommen sie bald wieder zurück, da es ihnen arufese, wie sie sagten. Auch zwei Brüder, namens N. aus Halle, einer Student, der andere Kaufmann, gesellen sich zu uns. Sie dringen durch drei Tunneln vor, kehren dann aber wieder mutlos zurück. Wir verlassen die Hütte und wandern in der Dämmerung nach dem Restaurant, wo wir gegen 7 Uhr eintreffen. Die beiden Brüder N. schließen sich uns an, und wir machen nun zu vieren die Tour gemeinsam. Am Nachmittag hatten wir uns noch gesagt, diese Berge kann man unmöglich bestiegen, die gehen ja senkrecht bis ins Blaue; aber wie muß es doch erst schön sein, auf dem Gipfel eines solchen Gewaltigen zu stehen, die Aussicht in die Welt der Berge bei diesem kristallklaren Herbstwetter. Ähnliche Reden führten wir auch des Abends in der Gaststube, als plötzlich eine von diesen härtigen, wettergebräunten Gestalten in Tiroler Tracht sich erhebt und, nachdem sie unsere Gespräche vernommen, unserm Tisch sich nähert. Er klofft mir auf die Schulter und sagt: Ich sehe, Sie sind vier Touristen. Wollen Sie nicht eine Hochalpeinstour auf einen unserer Berge machen. Da erwidere ich: Ich wäre schon gern einmal dabei, aber ich habe Weib und Kind, worauf er entseanete: Mein Herr, ich habe auch Weib und Kinder. Ich bin Bergführer, und wenn Sie auf einen Berg wollen, bin ich bereit, Sie zu führen. Ich versichere Sie, daß nicht das geringste passiert; außerdem möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich Sie nicht des Geldes wegen führe, sondern nur, um Ihnen die wunderbare Alpenwelt zu zeigen. Wir entschlossen uns, eine Hochtour zu machen. Wohin? Die Zuversicht ist zu weit, da müßten wir zwei Tage länger bleiben. Deshalb wollten

wir den nächsten Berg erklimmen, nämlich die Alppitze, 2656 Meter hoch. Eingangs äußerte der Führer, ich führe euch einen etwas schwierigeren Weg, aber ihr werdet mir später für die Genüsse, die ihr dabei habt, Dank wissen. Auf die Frage, ob wir auch schwindelfrei seien, erhielt er von uns keine prompte Antwort. Die zwei Brüder N. nahmen sich auch einen Führer, welcher jünger war als der unsrige, denn mehr als zwei Mann darf ein Führer nicht mitnehmen.

So wurde beschlossen: Morgen früh  $\frac{1}{2}$  Uhr aufstehen, 4 Uhr Abmarsch zur Besteigung der Alppitze mit zwei Führern und vier Touristen. Der ältere Führer, ein fünfundsiebzehnjähriger, hat schon vierzigmal diesen Berg bestiegen, der jüngere ist ein Dreißigjähriger. Beide waren sehr zutrauliche, vertrauenerweckende Bayern. Der Jüngere untersuchte unsere Stöcke auf ihre Festigkeit, brachte noch einige Gebirgsstöcke. Morgen — so hofften wir alle — muß schönes, klares Wetter eintreten, damit wir auch Gensfen, die Rehe der Berge, sehen können. Einen Sonnenaufgang zu beobachten, stand uns bevor. Allein die beiden Wegmeister sprachen auch von einer hohen, steilen Wand, die sie „Schöngänge“ nannten, vom Anseilen. Da dachten wir uns gleich alle, daß die Sache nicht so einfach sei.

Voll Mut und voll Vertrauen zu unseren beiden Führern legten wir uns zur Ruhe. Es ist gerade so mit den Führern wie mit dem Arzte: beiden ist ein Menschenleben anvertraut, fast niemals ist ein Tourist mit Führer verunglückt; die umkamen, die den Pfad verloren, waren alle ohne Führer. Für uns war das Wetter so günstig, kein Neuschnee war gefallen, also keine Lawinengefahr vorhanden, kein Regen, kein Nebel, kein Wind, alles wohl für unsere Fahrt.

(Schluß folgt.)

## Eine Jagd auf Löwen.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von M. von Gablin

Es mochte um drei Uhr sein. Scheinbar friedlich und ohne Gefahr lag die Anpflanzung vor den Jäaern, deren Herren bei dem Gedanken an das Kommende höher schluaen. Mit gedämpfter Stimme raunten sie einander zu, wie die Einschließung am vorteilhaftesten zu bewerkstelligen wäre, wie man vorzudringen habe und durch welche Zeichen man sich verständigen wollte, wenn Gefahr im Anzuge sei. Einer der Neger legte seine rote Mütze ab, ein anderer zählte seine Pfeile, ein dritter zog seinen Dolch aus dem Gürtel und lud sein Gewehr. Vom Gebüsch her klang der Gesang der Vögel; hin und wieder floa summend ein Käfer vorüber oder es zirpte eine Grille. Wie friedlich erschien das Gelände, kaum ein Lüftchen rührte sich.

Die Männer schritten, vorsichtig um sich spähend, durch das hohe Gras und umzingelten die Anpflanzung. An der Stelle, die durch niedergedrücktes Gras und abgebrochene Zweige verriet, daß sich hier die Löwen aufgehalten hatten, drangen die Männer in dreifacher Anzahl vor, denn die Spur mußte mit Vorsicht verfolgt werden. Schemlangwa und ein anderer guter Schütze bildeten den Vorposten.

Bange Minuten veraingen . . .

Plötzlich, als sie eine Dornhecke hinter sich hatten und wieder auf spärlicheres Gestrüpp stießen, erschien vor ihnen eines der gefürchteten Tiere. Der stattliche Löwe mußte bemerkt haben, daß die Luft „nicht rein“ war; er wendete den Kopf und ließ ein leises Knurren hören. Wie majestätisch und furchtbar zugleich die großen Augen funkelten. Einen Augenblick duckten sich Schemlangwa und sein Begleiter nieder. Aber schon hatte Schemlangwa das Gewehr an die Wade gelegt, zielte fest und ruhig und — paff! knallte ein Schuß. Der Löwe tat einen Sprung zur Seite, stieß ein fürchterliches Gebrüll aus und stürzte verwundet davon. Jetzt war auf einmal alle Scheu und Furcht überwunden. Die tapferen Jäger verfolgten die in großen Sprüngen davoneilende Kage und sandten ihr noch einen zweiten und dritten Schuß auf den Hals. Der Löwe bewegte sich immer langsamer und schwerfälliger, blieb im freien Felde stehen, wandte sich um und flüchtete sich, als er seine Verfolger kommen sah, mit verhaltenem Knurren in eine nahe feldhütte. Schemlangwas Begleiter, von tollkühner Jagdlust erariffen, war der erste bei der Hütte und schlug mit seinem Gewehrkolben auf das Raubtier los. Doch der Löwe bekam den Schaft mit den Zähnen zu packen und das Holz knackte unter den fürchterlichen Bissen, mit denen die Bestie tiefe Löcher in dasselbe bohrte.

„Hilfe!“ schrie er. „Hilfe!“

„Ja, ich komme schon!“ rief Schemlangwa, atemlos hinzustürmend.

„Aber die Bestie zerbricht mir das Gewehr und —“

„Aushalten!“ —

„Schießt doch!“ —

Und nun prasselte ein wahrer Kugelregen auf das Fell der schrecklichen Kage, die sich mit den Zähnen in den Gewehrkolben verbissen hatte und nicht mehr los konnte. Vor Wut und Schmerz knurrend, schlenderte der Löwe den Kolben hin und her, daß der Jäger, so sehr er auch stemmte, bald nach links, bald nach rechts geworfen wurde. Auf einmal ein Krach — der Kolben war zerbrochen. Zugleich aber schrie die Kage dröhnend auf, fiel auf die Seite, leckte sich mit der Zunge den Rachen, schüttelte noch einmal die stolze Mähne und — war verendet. Der Neger aber fiel ohnmächtig neben der vorgestreckten Pranke des Löwen auf die Erde.

Kaum war diese Aufregung vorüber, als die Verfolger des Tieres vom Gebüsch her Flintenschüsse und das Geknall des zweiten Löwen vernahmen, der von den Zurückgebliebenen aufgespiert und in die Enge getrieben worden war. „Kommt, Brüder“, rief Schemlangwa, „jetzt wollen wir auch der anderen Kage auf den Leib rücken — vorwärts!“ — Und zurück ging's, woher sie gekommen.

Doch noch bevor sie das Gebüsch erreicht hatten, drangen gräßliche Schreie und Hilferufe an ihr Ohr. Sie beschleunigten ihre Schritte und kamen gerade dazu, als das andere Raubtier seine Pranken in das Fleisch jenes alten Mshambala schlug, der sich gewiß allein ins Dickicht zu dem Löwen gewagt hatte, um diesem einen giftigen Pfeil zuzuschicken. Wieder knallten die Büchsen, Speere und Pfeile schwirrten durch die Luft — bis endlich auch die zweite „Kage“ bezwungen war.

## Vom Südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Unsere herrlichen Truppen kämpfen im Osten in Eis und Schnee, im Westen in Wind und Wetter siegreich gegen die Feinde unseres lieben Vaterlandes.



Deutsch-Südafrikanische Feldpost.

Aber auch fern im Süden stehen deutsche Männer auf der Wacht gegen England, unsern schlimmsten Feind. — Unsere älteste und zweitgrößte Kolonie, Deutsch-Südwest-Afrika, die mit 835 000 qkm Flächeninhalt das Mutterland noch um zwei Drittel



Wandernde Farmerfamilie.

seines Umfangs übertrifft, hat Britisch-Süd-Afrika zum Nachbarn. In dies Land, das deutscher Fleiß und deutsches Blut sich erobert, das reiche Bodenschätze birgt und vielen strebsamen Farmern lohnende Existenz bietet, gedenkt der Briten einzufallen.

Die Schütztruppe, durch alle wehrfähigen Deutschen des Landes verstärkt, steht in Kriegsbereitschaft. Wenn auch jetzt keine direkte Kunde von den Unfern mehr zu uns dringen kann, sehen wir doch in froher Zuversicht auf die bewährten alten Afrikaner,

die ebenso gute deutsche Soldaten sind wie unsere Truppen in der Heimat.

Sie reiten und streiten im glühenden Sonnenbrand. Durch das Gras der Steppe, über kahle zerklüftete Gebirge fahren Artillerie und Maschinengewehre. In großen Zelten sind Feldlazarette untergebracht. Die Feldpost wolket wie bei uns ihres Amtes. Im Schutz eines Ochsenwagens hat sie ihr Bureau aufgeschlagen.

Wenn die Truppen durchs Land ziehn, so berühren sie oft abseits des Weges liegende, schlichte, einsame Soldatengräber.

Deutsche Helden sind da begraben, die in den Jahren der großen Eingeborenenaufrände ihr Leben ließen für Kaiser und Reich, für das neue deutsche Land über dem Weltmeer. Ehre ihrem Andenken! Und das Gelöbnis: Wo deutsches Blut geflossen, dies Land muß deutsch bleiben!  
Käse Kästle.

## Januar.

Wohin man schaut, nur Schnee und Eis,  
Der Himmel grau, die Erde weiß;  
Hei, wie der Wind so lustig pfeift,  
Hei, wie er in die Backen kneift!  
Doch meint er's mit den Leuten gut,  
Erfrischt und stärkt, macht frohen Mut.  
Ihr Stubenhocker, schäm'et euch,  
Kommt nur heraus, tut es uns gleich.  
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn  
Da hebt erst recht der Jubel an! Reind.

## Briefeines jungen Flüchtlings.

G., den 2. Oktober 1914.

Mein lieber Gustav!

Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie schauerhaft die Russen in Ostpreußen gehaust haben. Als wir wieder in unsern Ort — ich war an dem Tag gerade 16 Jahre alt — zurückkehrten, fanden wir ein Bild, das man nur sehen muß, aber nicht beschreiben kann. Denke Dir eine kühle, klare Mondscheinnacht; wir sehen vor uns einen einzigen Trümmerhaufen, Ruinen, aus deren Fensterhöhlen das Grauen blüht, Schutthaufen, die das versperren, was man früher Straße nannte, angekokelte oder verbrannte Balken, rauchende Trümmer. Im Nachtwinde flattern gleich Schmetterlingen Federn durch die Luft, denn das russische Gesindel hatte die vom Brande verschont gebliebenen Federbetten zerschnitten. Ein Hahn kräht in die gespenstige Mondnacht, ein Hund kläfft aus einer Ruine, eine Katze drückt sich um unsere Füße. Schachmatt lassen wir uns auf dem Sitter eines herabgestürzten Balkons nieder und verteilen ein paar trockene Semmeln, denn wir sind hungria. Zu unseren Füßen liegt ein Wirwar von Gerätschaften, Bänke, Stühle, Kommodenfächer, Fensterscheiben, Matten, Bilder und Scherben. Ich kann das Kaiserbild, dem die Augen ausgestochen sind, nicht länger ansehen und breite eine danebensliegende Wattedecke darüber. Nachdem wir ausgeruht hatten, machten wir uns daran, das Haus zu finden, in dem wir wohnten. Wir stiegen über Schutt, Möbel und Steine und gelangten wirklich zu unserm Hause. Es war ohne Dach, der Balkon hing wie eine Fahne herunter, die Fenster waren zerbrochen, eine Hausecke fehlte und man sah in die Küche unserer Zimmernachbarn, die schon zurückgekehrt waren und meinent bei ihren wenigen noch gebrauchsfähigen Habseligkeiten lauerten, nicht wissend, was sie eigentlich beginnen sollten. Ein pestilischer Gestank von Brand, Unrat und allem möglichen erfüllte die traurige Stätte. Mein Vater sagte gar nichts, ballte nur ab und zu die Faust und murmelte eine Verwünschung. Meine arme Mutter, die totmatt war, und die ich stützen mußte, weinte nur immer vor sich hin. Ernst kam weinend hinterher, er war mehrmals hingestürzt und hatte blutende Risse und Beulen. Wir durchschritten den vor Unrat strotzenden Hausflur, begaben uns die noch vollständige Treppe hinauf und gelangten in unsere Wohnung, ohne die Tür öffnen

zu brauchen. Denn es gab keine, die rohen Horden hatten sie einfach aus den Angeln gerissen und fortgetragen. Und die Wohnung selber. Oben keine Decke, kein Dach, nur der Nachthimmel mit Mond und Sternen. Alles Möbel lag untereinander, teilweise verbrannt oder zertrümmert. Der Wäschepind war erbrochen. Mutters Bettwäsche, Hemden, Decken waren geraut. Die Wände und der Ofen beschmiert. Die Tapete in Fetzen abgerissen oder durch Feuer versengt und angeschwärzt. Der Spiegel war zersplittert. Das Sofa war aufgeschnitten und das Werg teilweise herausgerissen. Einfach zum Heulen! sagte der Vater. — Was nun weiter wird? Wir wissen es nicht. Zunächst dürfen wir gar nichts unternehmen. Tag für Tag wird Schutt aufgeladen. Ich schreibe Dir, sobald ich wieder dazu komme. Viele Grüße an alle Dein Freund Hermann B.



## Das Kind und die Verwundeten.

Ein gelegentlicher Mitarbeiter in Hamburg erzählt der „Stf. Stg.“ ein kleines Erlebnis, in dem ihm — so schreibt er — eine Außerung des Krieges entgegentrat, so wertvoll wie die, die direkt aus dem Felde kommen.

Als ich gestern gegen Abend nach meinem Nachmittagsbesuch aus der Flutür des Lazarets heraustrat, stand da im Windfang eine kleine Deern von sieben, acht Jahren und flog ordentlich zurück. Ich wollte sie gerade wegschicken — wir werden manchmal mehr belästigt, als notwendig wäre. Da sah ich, daß sie eine kleine Tüte in der Hand hatte und so richtig unbeholfen vorsichtig hinhielt. Das kleine Ding guckte mich so ängstlich bittend an — da mußte ich doch so nett zu ihr sein, wie ich konnte. Erst kam sie nicht recht mit der Sprache heraus, dann merkte sie aber wohl, daß ich nicht so schlimm war, wie meine Uniform ausah, und als ich sie erst mit in unser Sprechzimmer genommen und sie ein paarmal zum Lachen gebracht hatte, kriegte ich alles zu wissen. In der Schule hatten die Hören während der Pausen so mit aller Wichtigkeit und wohl auch Phantasie erzählt, was die Eltern für die Soldaten gegeben hätten. Und ihre Mutter war so arm, die konnte das nicht, und sie wollte doch auch so gern etwas schenken. Eines Vater hatte eine ganze Kiste Zigarren zum Roten Kreuz gebracht, und Emmis Mutter schickte auch immer welche ins Feld. Da hat sich die Kleine das Köpfchen zerbrochen, und als sie gar kein Geld hatte bekommen können, ist sie am Nachmittag auf die Straße gegangen und hat die Leute gefragt, ob sie ihr nicht fünf Pfennige geben wollten. Die meisten sind achtlos vorbeigegangen; aber etwas hat sie doch gekriegt, und ein alter Mann

hat ihr sogar zwanzig Pfennig gegeben, als er gehört, wofür das Geld bestimmt war. Im Laden hat sie nun doch zu ihrem Schmerz keine Kiste voll Zigarren für die paar Groschen bekommen, die wäre viel teurer, hat die Frau gesagt. Nun wollte sie die Zigarren den Soldaten bringen. Sie ist gerade hierher gekommen, weil unser Lazarett vor dem Kriege ihre Schule gewesen ist, und da wußte sie, wo sie hingehen konnte. Als ich hörte, daß das kleine Ding für unsere Verwundeten — gebettelt hatte, trotzdem es nach seiner Versicherung das niemals vorher getan, wurde mir doch ganz merkwürdig, und ich hätte ihm am liebsten einen Kuß gegeben. Das tat ich nun aber aus pädagogischen Gründen doch nicht, sondern ich ging in ein Zimmer, in dem sechs leicht verwundete Landwehrlente waren, und erzählte ihnen die Geschichte. Dann nahm ich die Kleine an die Hand und brachts sie hin. Zuerst war sie wieder ängstlich und ließ sich ziehen, aber nun mußte sie ihre Tüte aufmachen und zu jedem Mann hingehen, und jeder bekam eine Zigarre. Ich ging gleich darauf hinaus, da hatte einer sie schon auf dem Arm und sagte: „Grod so groot is min Oefste ook.“ Unten wartete ich im Zimmer; sie blieb über eine Viertelstunde und kam dann herunter, in einem Täschen ihrer Schürze einen dicken Apfel, der fast herausfiel, in dem anderen Schokolade und in beiden Händen so viel, daß sie's beinahe verlor. Die kleinen Augen strahlten, als wenn Weihnachten wäre, und als sie eben auf der Straße war, fing sie an zu laufen, daß die Haare und das Röschchen nur so flogen.

Sie mußte wohl der Mutter erzählen, daß sie — zum ersten Male gebettelt hatte.

P. J. Arnold.

## Die „Speckmaus“.

In den Schornsteinen alter Bauernhäuser trifft man noch heute die Fledermaus in ihrem Winterquartier. Mit dem Kopf nach unten hängen die Tiere da und halten ihren Winterschlaf. Weil der nassauische Bauer in dem Schornstein auch seinen Speck räucherete und auch aufhob, glaubte man, die Fledermaus halte sich des fetten Futters wegen da auf und nannte sie „Speckmaus“. Aber das ist ein großer Irrtum. Die Fledermaus ist ein Insektenfresser. An warmen Frühling- und Sommerabenden fliegt sie aus und macht Jagd auf schädliches Ungeziefer. Sie verdient also unsern Schutz in hohem Maße.

J. v. G.

## Buchstaben-Rästel.

Ich bin des Helden höchstes Streben,  
Drum wagt er kühn für mich sein Leben;  
Auch bin ich Fluß im deutschen Land,  
Nach dem ist eine Stadt benannt.  
Versieh' mich, Leser, mit zwei Füßen,  
So dien' ich, Wicht'ges zu verschließen;  
Bald bin ich klein, bald bin ich groß,  
Doch immer ein gebrechlich Schloß.